

Vom Vierwaldstättersee

Autor(en): **Kreyenbühl, Johannes**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [10]

PDF erstellt am: **25.09.2024**

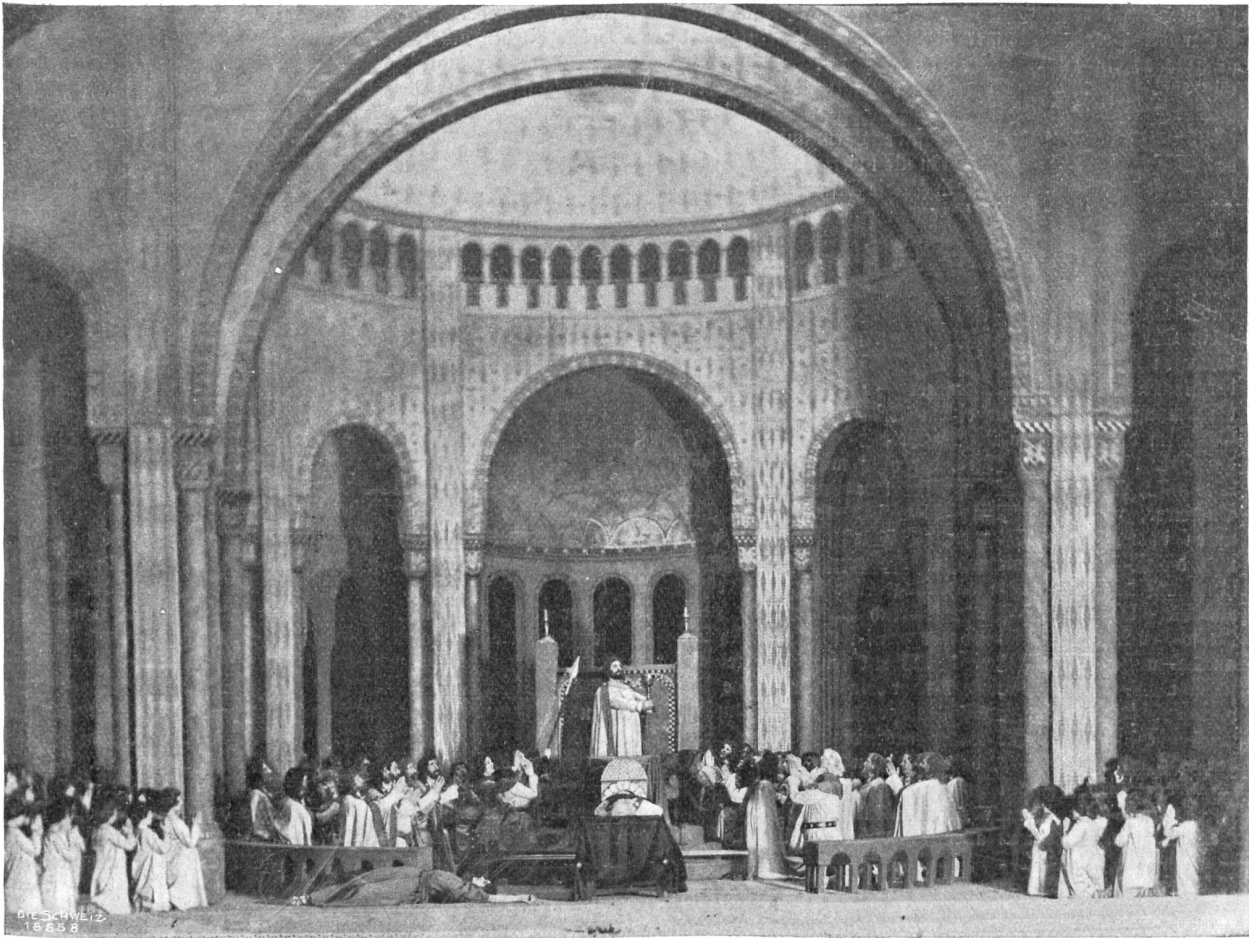
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587613>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Parsifal-Aufführung in Zürich. Schlußszenen des dritten Aufzuges (im Graustempel): in der Mitte Parsifal mit dem „Gral“, links am Boden die entseelte Kundry, rechts der geheilte Amfortas und Gurnemanz, die Knieend Parsifal huldigen.

Sängern, die sich mit vorbildlicher Uneigennützigkeit in den Dienst dieser hohen Sache gestellt, dürfen gelegentliche Verfehlungen nicht allein zur Last gelegt werden.

Die treibende und gestaltende Kraft des musikalischen Teils der Aufführungen aber ist und bleibt der verehrte Kapellmeister Dr. Lothar Kempfer. Er hat in seiner bald vierzigjährigen Wirksamkeit am Zürcher Theater Wagners Kunst den Zürchern lieb und vertraut gemacht, er hat den größten Teil der Wagnerschen Musikdramen bei uns und damit in der Schweiz überhaupt recht eigentlich eingeführt, und nun ist es ihm auch noch beschieden gewesen, Wagners lang behütetes „Bühnenweihfestspiel“ zu seiner ersten, auf rechtllichem Boden

stehenden Aufführung außerhalb Bayreuth zu bringen. Und wie er das mit seinem ihm gewohnten Material, mit den Sängern und Sängerinnen und mit seinem getreuen Orchester tat, das zwingt zu Bewunderung. Hätte er die Möglichkeit gesehen, das Orchester auch im Streichkörper zu vergrößern, er würde es sicher getan haben, allein die räumlichen Verhältnisse ließen es nicht zu. Die Fülle des Klanges konnte nicht überall die erhoffte werden, und doch ist vom Orchester, von Kempfers sicherem, von feinstem Empfinden für Wagners Eigenart geleiteten Stabe aus der Antrieb zu den ergreifendsten Stimmungen der Zürcher „Parsifal“-Aufführungen ausgegangen.

Ernst Isler, Zürich.

Vom Vierwaldstättersee.

Suzern und der Vierwaldstättersee sind ein Gedicht, das der größte Poet in einem der glücklichsten Augenblicke geschaffen hat. Die beiden Worte wecken eine Fülle von Erinnerungen an genußvolle Stunden, verwandeln sich im Spiel der Phantasie in eine Zauberwelt farbenreicher Bilder, beschwören die Sagen-gestalten der Vergangenheit, glänzen im Lichte der Dichtkunst, das der große Dichter der Völkerfreiheit um jene Gestalten gewoben hat. Wer vermöchte die frohen Gesichter zu zählen, die den großen Gedanken dieser Schöpfung noch einmal gedacht haben und in Zukunft denken werden! Die Mode, die Gewohnheit, der Nachahmungstrieb, die Sucht, gewisse Gegenden mit dem Meiseführer in der Hand zu absolvieren, das alles mag ebenfalls als Grund für die Zunahme des Fremdenverkehrs in der

Innerschweiz beigetragen haben. Aber den Hauptgrund bildet jene Umstimmung und jene Verfeinerung des Naturgefühls, das heute mit dem Wilden, Rauhen, Herben, Trozigen der freien Natur sympathisiert, das Erhabene ebenso liebt wie das Liebliche, das Kraftvolle ebenso wie das Idyllische und von den Ueberreizungen der Kultur sich an das Herz der Natur flüchtet, dahin, wo sie in unberührter Reinheit herrscht. Selbstverständlich hat die Kultur auch auf diesen Erdenwinkel sich erstreckt, und selbstverständlich hat die Technik des Verkehrs und kurzfristige Selbstsucht leider nicht überall in taktvoller Weise das meisterhafte Urbild geschont. Aber immer noch beherrscht der große Pan ein weites Gebiet. In unantastbarer Pracht erheben sich die Gipfelriesen mit funkelndem Schnee, stürmt der Föhn wie das

wilde Meer über die Gräte, spiegeln sich phantastische Wolkenbilder im See, und immer bleibt dieser See ein lebendiges glanzvolles Auge im Antlitz der Landschaft. So stark ist der Eindruck, den dieses nach den vier Richtungen der Winde ausgebreitete Seebecken mit seiner abwechslungsreichen Umgebung auf den Beschauer macht, daß selbst der Lärm und das Gegränge des hochsommerlichen Verkehrs ihn nicht wesentlich abzuschwächen oder zu stören vermögen. Gewiß ist die Stimmung eine andere, reinere, ungekürztere, wenn ich an irgend einem stillen Winkel der Seebucht, etwa am felsigen Ufer bei Sankt Niklausen, fern von der Stadt, von Häusern, von aller menschlichen Umgebung, den Blick eintauche in die kristallklare, lichtverklärte, das Ufergrün und die Bergwände wiederpiegelnde Wasserflut und kein Laut mein Ohr erreicht als das Plätschern und Gurgeln der sanftbewegten Welle, die an die Felsen schlägt oder auf den Kieseln der flachen Uferstellen langsam zerfließt. Wieder anders ist die Stimmung, wenn ich an einem Septemberabend, wenn der Schwarm der Reisenden in alle Weltteile sich zerstreut hat, auf der Höhe des Dietschenberges, der nicht mit Unrecht die kleine Nigi heißt, Abschied nehme von der lebensfrohen Pracht des Sommers, wenn die Schatten der Dämmerung den See tief unten in weiche Nebel hüllen, die Farben der Flur erlassen und die Wälder aufflammen in der letzten goldenen Pracht, wenn auf den Bergzinnen das Tageslicht langsam verglimmt und die Glocken der Hofkirche feierlich Samstagabend läuten. In solchen Augenblicken wird der Mensch unwillkürlich Dichter, auch wenn er keine Gesetze der Poetik kennt und keine Verse schreibt. Wenn ihn die Liebe berührt, sagt der größte Dichterphilosoph, den die Welt gesehen, so wird der Mensch zum Dichter. Was aber ist die schöne Natur als ein Gruß der Liebe des Weltalls an das Weltall, das Menschenherz heißt!

Sollte diese Dichterstimmung sich ganz verflüchtigen, wenn in der Jahreszeit, die der Fremdenkult „Saison“ nennt, der See gleichsam Gemeingut aller Naturfreunde wird? Ich glaube

nicht. Wer überhaupt eindrucksfähig ist, der wird andere Eindrücke erleben als sonst, und wer es nicht ist, der wird auch in der Ruhe der „toten Jahreszeit“ nichts erleben. Liegt nicht ein eigentümlicher Reiz in jenem kosmopolitischen Gewimmel, in dieser Duodeztausgabe der Menschheit, die in der guten Jahreszeit an die Gestade unseres Sees pilgert, auf die Schiffe haftet und drängt, zu Fuß und mit der Bahn nach den Bergen eilt und an einer der zahllosen Ruhestätten für ermüdete, abgespannte und geschäftlich abgehegte Menschenkinder neuen Mut und neue Kraft des Lebens trinkt? Ist es nicht ein freundlicher und beglückender Gedanke, daß diese große Natur, die der naturförmige Grieche als nährendes Mutter mit vielen Brüsten gebildet, ihre Reize nicht neidisch verhüllt, sondern alle, die es wollen, mit ihren Freuden erquickt? Auch das Kleine, Unangenehme, Widerwärtige, das überall mit einer starken Ansammlung von menschlichen Individuen untrennbar verbunden ist, vermag den lichten Eindruck nicht zu verwischen, den der Reiseverkehr der Inneren Schweiz auf das feiner besaitete Gemüt macht. Diese kleinen Nergernisse sind wie Ringe, die der ins Wasser geworfene Stein bildet und die im nächsten Augenblick wiederum sich verebnet und ausgeglichen haben. Das Antlitz der Natur ist so hehr, daß die Furchen und Runzeln, die der Verkehr ihm eingräbt, in den meisten Fällen, ganz plumpe Eingriffe ausgenommen, nur leise Spuren hinterlassen. Umso mehr aber hat man sich zu freuen, wenn die durch den wachsenden Verkehr gebotenen technischen Einrichtungen sich möglichst in Einklang halten mit dem Gesamtcharakter der Landschaft und vielleicht sogar ihren Eindruck wie ein Resonanzboden verstärkend wiedergeben. Wer den Vierwaldstättersee befahren hat, wird uns nicht unrecht geben, wenn wir behaupten, daß die stolze Dampferflotte, die seinen Verkehr vermittelt, ihrer Aufgabe in jeder Hinsicht gewachsen ist und ein Wesentliches zur Bereicherung der beglückenden Gefühle beiträgt, die der See und seine Umrahmung wie einen unerlöschlichen Schatz verstreut.

(Schluß folgt).

Francesco Chiesa.

Mit dem Bildnis des Dichters.

Im Laufe des vergangenen Jahrzehnts ist am Südfuß der Alpen, im italienisch sprechenden Gau unseres Schweizerlandes, ein Mann zum geschätzten und gefeierten Dichter emporgestiegen. Die Leser der „Schweiz“ kennen ihn bereits; es ist Francesco Chiesa, der Bruder des bekannten Malers Pietro Chiesa. Von diesem brachte unsere Zeitschrift im ersten Juniheft von 1911 eine Serie interessanter Reproduktionen, während der Dichter Francesco schon in den beiden Märzheften desselben Jahres mit der Novelle „Simplicius“, die in deutscher Uebersetzung geboten wurde, zum Worte gekommen war. Der mühevollen Weg, der diesen Mann endlich zur Anerkennung geführt hat, veranschaulicht so recht den natürlichen Werdegang alles wahrhaft Großen. Keine Paukenschläge, keine captatio benevolentiae, kein Sichanpassen an den Zeitgeschmack: die Anerkennung und der Dichterruhm, sie kommen heute unaufgefordert zu Chiesa, wie einst ganz Oesterreich anfang „Gott erhalte Franz den Kaiser“ zu singen, nach der Melodie, die der schlichte Haydn im langsamen Satz seines Kaiserquartetts angestimmt. In Chiasas engerer Heimat Lugano spricht der bekannte Freiburger Philosoph und Literaturhistoriker Paolo Arcari vor der versammelten Studentenschaft mit begeisterten Worten über des Dichters Werke, und die Tessiner Zeitungen rivalisieren mit schmeichelnden Artikeln über „il nostro poeta“. Als Dichter italienischer Zunge hat naturgemäß Chiesa voreerst im Nachbarlande Italien die Aufmerksamkeit der literarisch Gebildeten auf sich gezogen. Seine Gedichtsammlung „I viali d'oro“ verschaffte ihm Aufnahme, als zweitem, in eine Ausgabe italienischer Dichter des zwanzigsten Jahrhunderts, und die führenden Größen der italienischen Kritik begrüßten einstimmig die glückliche Wahl des Verlegers. Wir im Norden der Alpen beginnen, die vom Süden rückflutende

Ruhmeswelle ebenfalls zu verspüren, und unsere Zeitungen beginnen auch, von Chiesa zu berichten. Ja, die schweizerische Schillerstiftung bezeugt dem Dichter die Anerkennung seines Vaterlandes, und vor kurzem empfängt ihn die Stadt Genf zur begeistertsten Ehrung. So ist heute der Ruhm Chiasas gewissermaßen in eine akute Phase getreten, zu der seine schlichte Persönlichkeit in einem unerfennbaren Kontraste steht.

Francesco Chiesa ist der Sprößling eines Malergeschlechtes. In der tessinischen Gemeinde Sagno hat er 1871 das Licht der Welt erblickt, als Söhnchen des Dekorationsmalers Innocente und der Magdalena Bagutti, deren Brüder ebenfalls malten. Verschiedene Kirchen in Mendrisio und anderswo besitzen wertvolle Gemälde von der Hand dieser Icktern. Nach abgeschlossener Mittelschulbildung in Mendrisio und Lugano reiste Francesco nach Pavia, um daselbst die Rechte zu studieren. Anstatt aber auf die Erfahrung zu bauen, wie es das Gesetz tut, zog Chiesa es bald vor, mit hellem Blick in die Zukunft zu schauen, wie es ein Denker und Dichter tun muß. So gründete er nach Abschluß der Studien mit dem befreundeten Advokaten E. Bossi eine Zeitung „L'idea moderna“, deren Titel ihre Tendenz genügend kennzeichnet. Mit seinem Eintritt in den Lehrkörper des Luganeser Lyceums, 1897, und der in demselben Jahre erfolgten Veröffentlichung eines ersten Bändchens von Gedichten, betitelt Preludio, sagte Chiesa dem Richterstand pollends lebewohl. Dafür warf er sich nun mit aller Energie auf ein liebevolles, tiefgrabendes Studium der Literatur, und die Früchte seines Forschens sollten bald die angesehensten kritischen, sowie belletristischen Zeitschriften Italiens zieren, wie die „Nuova Antologia“, die „Rivista d'Italia“ u. a. m. Das dichterische Gestalten, das neben diesen Arbeiten einherging, trat sehr bald in den Dienst eines großen Planes, der immer kon-